

## Außenansicht

Sechs Jahre habe ich in der katholischen Kirche in Ankara gelebt. Sie ist geistliches Zentrum für Ankaras Griechen, Syrer und vor allem für die Armenier, die hier seit Jahrhunderten leben. Das Gebäude ist von außen nicht als Kirche zu erkennen. Es ist ein Botschaftsgebäude im Kolonialstil, über dem die französische Flagge weht; sie scheint das Gotteshaus zu hüten. Dem Gesetz nach darf man in der Türkei inzwischen neue Kirchen bauen. Die türkisch-evangelische Missionsgemeinschaft aber wartet bereits seit fünf Jahren auf eine Baugenehmigung. Was macht den Christen in mehrheitlich muslimischen Ländern das Leben so schwer?

Zur Gemeinde gehört Emili. Sie ist 82 Jahre alt. Auf einer Pilgerfahrt erzählt Emili von einer merkwürdigen Begegnung. Die Nachbarin habe sie kürzlich auf dem Hausflur angesprochen: „Sie sind doch Armenierin, interessant! Wann sind Sie eigentlich hierher gekommen?“ Emili kommentiert: „Wir – hierher gekommen? Das hätte ich doch die Türkin fragen müssen. Wir waren ja zuerst hier!“ Emilis Muttersprache ist Türkisch. Sie hat einen türkischen Personalausweis; aber sie würde sich nie Türkin nennen. Türken sind die anderen. Sie gehört zu einer Kirche, die sich als Volksgemeinschaft abgrenzt.

Eine ethnische Kirche, in die man hineingeboren wird: Das entspricht dem

## Außenansicht

## Kirchen ohne Türme

Ein Botschaftsgebäude dient als Gotteshaus, und der Staat schickt eine Warnung: über den Alltag von Christen in der Türkei

Von Felix Körner

Vielvölker-Modell der Osmanen. Theologische Grundlage war die Lehre, dass die Angehörigen der „Buchreligionen“ – also Juden und Christen – als „Schutzbürger“ zu behandeln sind. Jede Religionsgemeinschaft (*millet*) lebt als Parallelgesellschaft mit eigener Kultur, ja mit eigenem Recht. Das läuft reibungslos, solange jeder in seiner Bluts- und Glaubens-Gruppe bleibt und kein Schutzbürger den Staat mitgestalten will. Nichtmuslimische Gemeinschaften waren im osmanischen System geschützt, aber geschützt war auch die islamische Vorherrschaft: geschlossene Gesellschaft.

Die Gründung der türkischen Republik 1923 war eine kulturelle Revolution. Von nun an sollte jeder Türke sein, der in der Türkei lebt. Einheitlichkeit per Dekret. Jeder, der anders war, war von nun

an republikgefährdend. Wie viel Leid die Schaffung eines Nationalstaatsvolks bereitete – man denke nur an den sogenannten Bevölkerungsaustausch zwischen der Türkei und Griechenland –, wird leicht vergessen.

Die Türkei hat heute zwei Seelen. Die eine ist Atatürks Projekt eines einheitlichen Nationalstaats; die andere Seele ist die osmanische Nostalgie. Wie beides zusammenwirkt, zeigte sich beim Besuch von Herrn Özterzi, des Stadtteil-Sprechers. Er vertritt jene neue Synthese, die verordnete Fortschrittsfreudigkeit mit traditionell-islamischen Lebensformen zusammenzubringen meint. Im Jahre 2007, nach dem Foltermord an drei evangelischen Missionaren in Malatya, kommt Özterzi mit einer Gesandtschaft zur Kirche: Beileidsbesuch. Das ist zwei-

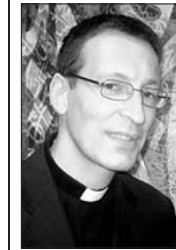
fellos ernst gemeint. Ernst meint er aber fraglos auch, was er zum Abschied sagt: „Die drei haben eben missioniert!“ Ist die Kondolenz zugleich eine Warnung, gar eine Drohung? Sollen wir verstehen: Wehe euch, wenn ihr missioniert? Kirche ist in Ordnung, solange sie Muslimen keine Glaubensfragen stellt?

Ob in den Schubladen des Millet-Systems oder in der Einheitlichkeitsdoktrin des angeblichen Laizismus – faktisch zwei Versuche, sich die Herausforderung des anderen vom Leibe zu halten. Alles soll unter Kontrolle sein. Kontrollwut aber führt zu Unrechtsstrukturen. In der Türkei zeigen sie sich einerseits als „tiefer Staat“: reaktionär-nationalistische Untergrund-Verflechtungen, deren Entwicklung in den Missionare-Mord von Malatya inzwischen nachgewiesen ist. Andererseits aber sind auch die Kräfte, die vom Islam mehr politische Gestaltung erhoffen, keine glaubwürdigeren Förderer einer versöhnten Gesellschaft. Denn noch gibt es keine islamische Gesellschaftslehre, die über das Entweder-oder von Einheitlichkeit und Unterordnung hinauskommt.

Den Christen des Nahen Ostens käme hier eine einzigartige Rolle zu. Sie könnten zeigen, wie Verschiedenheit eine Gesellschaft fördern kann, nicht lähmt. Intellektuelle wie der türkisch-armenische Journalist und Versöhner Hrant Dink haben Vorbildcharakter. Dink wurde aller-

dings 2007 in Istanbul von Nationalisten erschossen; und vielen seiner Mitchristen ist das ethnische Nebeneinander lieber. Sie tragen die Erinnerung an eine schmerzliche Geschichte der Abgrenzung und Ausgrenzung weiter; aber sie tragen diese Geschichte gelegentlich auch als Rechtfertigung vor sich her, um sich aus dem gemeinsamen Ringen ihres Heimatlandes auszuklinken.

Es ist heute meist keine Unterdrückung, in der Christen leben; nicht selten aber ist es Unterordnung. Lässt sie sich erklären? Man kann soziale, psychologische, aber auch streng theologische Gründe anführen. Christen sind im Nahen Osten oft die gebildete Minderheit, der man ihre lebendigen kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen zum Westen anmerkt; das schafft Neid und Misstrauen. Der Status des Schutzbürgers



Der Jesuit Felix Körner, 46, war Kaplan und Dozent für Philosophie in Ankara. Er leitet das Ausbildungsinstitut für den interreligiösen Dialog an der Päpstlichen Gregoriana im Vatikan. Foto: ISIRC

schafft wohl auch den Charakter eines Untertanen, der sich seine Sicherheit mit duckender Loyalität erkaufte. Schließlich aber ist der Islam seit der Auswanderung Mohammeds von Mekka nach Medina (622 n. Chr.) als siegreiches Gemeinwesen konzipiert. Integration heißt hier nicht Aufnahme des anderen als Neu-Impuls zur Gestaltung des nun Gemeinsamen. Es gibt hier vielmehr nur die Auswahl zwischen *islām* als Unterwerfung unter den Gotteswillen im Muslimwerden oder als Einzimmern in den Status des Untergebenen.

Auch das Christentum musste oft als Begründung für kriegerische Eroberungen herhalten. Da es aber jüdische Motive der kleinen Herde weitertrug, die in ihrer Schwäche allen dient, konnte es auch in seinen ersten Jahrhunderten als verfolgte Minderheit einen Sinn sehen. Gesellschaft und Glauben sind nicht erst dann in einer wünschenswerten Beziehung, wenn alle das Gleiche glauben; die Kirche versteht sich vielmehr als Ferment für die Umgestaltung gesellschaftlichen Lebens: Sauerteig. Ob der Islam trotz seines andersartigen Erstimpulses zu einer glaubwürdigen Bejahung von Pluralität findet, hängt auch daran, wie Europa islamischem Denken an seinen Universitäten Raum gewährt. Hier können Muslime neue politische Theologien entwickeln, die sich dann auch auf die Gesellschaften des Nahen Ostens auswirken.

Sechs Jahre habe ich in der katholischen Kirche in Ankara gelebt. Sie ist geistliches Zentrum für Ankaras Griechen, Syrer und vor allem für die Armenier, die hier seit Jahrhunderten leben. Das Gebäude ist von außen nicht als Kirche zu erkennen. Es ist ein Botschaftsgebäude im Kolonialstil, über dem die französische Flagge weht; sie scheint das Gotteshaus zu hüten. Dem Gesetz nach darf man in der Türkei inzwischen neue Kirchen bauen. Die türkisch-evangelische Missionsgemeinschaft aber wartet bereits seit fünf Jahren auf eine Baugenehmigung. Was macht den Christen in mehrheitlich muslimischen Ländern das Leben so schwer?

Zur Gemeinde gehört Emili. Sie ist 82 Jahre alt. Auf einer Pilgerfahrt erzählt Emili von einer merkwürdigen Begegnung. Die Nachbarin habe sie kürzlich auf dem Hausflur angesprochen: „Sie sind doch Armenierin, interessant! Wann sind Sie eigentlich hierher gekommen?“ Emili kommentiert: „Wir – hierher gekommen? Das hätte *ich* doch die Türkin fragen müssen. Wir waren ja zuerst hier!“ Emilis Muttersprache ist Türkisch. Sie hat einen türkischen Personalausweis; aber sie würde sich nie Türkin nennen. Türken sind die anderen. Sie gehört zu einer Kirche, die sich als Volksgemeinschaft abgrenzt.

Eine ethnische Kirche, in die man hineingeboren wird: Das entspricht dem

## Außenansicht

# Kirchen ohne Türme

Ein Botschaftsgebäude dient als Gotteshaus, und der Staat schickt eine Warnung: über den Alltag von Christen in der Türkei

Von Felix Körner

Vielvölker-Modell der Osmanen. Theologische Grundlage war die Lehre, dass die Angehörigen der „Buchreligionen“ – also Juden und Christen – als „Schutzbürger“ zu behandeln sind: Jede Religionsgemeinschaft (*millet*) lebt als Parallelgesellschaft mit eigener Kultur, ja mit eigenem Recht. Das läuft reibungslos, solange jeder in seiner Bluts- und Glaubens-Gruppe bleibt und kein Schutzbürger den Staat mitgestalten will. Nichtmuslimische Gemeinschaften waren im osmanischen System geschützt, aber geschützt war auch die islamische Vorherrschaft: geschlossene Gesellschaft.

Die Gründung der türkischen Republik 1923 war eine kulturelle Revolution. Von nun an sollte jeder Türke sein, der in der Türkei lebt. Einheitlichkeit per Dekret. Jeder, der anders war, war von nun

an republikgefährdend. Wie viel Leid die Schaffung eines Nationalstaatsvolks bereitete – man denke nur an den sogenannten Bevölkerungsaustausch zwischen der Türkei und Griechenland –, wird leicht vergessen.

Die Türkei hat heute zwei Seelen. Die eine ist Atatürks Projekt eines einheitlichen Nationalstaats; die andere Seele ist die osmanische Nostalgie. Wie beides zusammenwirkt, zeigte sich beim Besuch von Herrn Özterzi, des Stadtteil-Sprechers. Er vertritt jene neue Synthese, die verordnete Fortschrittsfreudigkeit mit traditionell-islamischen Lebensformen zusammenzubringen meint. Im Jahre 2007, nach dem Foltermord an drei evangelischen Missionaren in Malatya, kommt Özterzi mit einer Gesandtschaft zur Kirche: Beileidsbesuch. Das ist zwei-

fellos ernst gemeint. Ernst meint er aber fraglos auch, was er zum Abschied sagt: „Die drei haben eben missioniert!“ Ist die Kondolenz zugleich eine Warnung, gar eine Drohung? Sollen wir verstehen: Wehe euch, wenn ihr missioniert? Kirche ist in Ordnung, solange sie Muslimen keine Glaubensfragen stellt?

Ob in den Schubladen des Millet-Systems oder in der Einheitlichkeitsdoktrin des angeblichen Laizismus – faktisch zwei Versuche, sich die Herausforderung des anderen vom Leibe zu halten. Alles soll unter Kontrolle sein. Kontrollwut aber führt zu Unrechtsstrukturen. In der Türkei zeigen sie sich einerseits als „tiefer Staat“: reaktionär-nationalistische Untergrund-Verflechtungen, deren Verwicklung in den Missionare-Mord von Malatya inzwischen nachgewiesen ist. Andererseits aber sind auch die Kräfte, die vom Islam mehr politische Gestaltung erhoffen, keine glaubwürdigeren Förderer einer versöhnten Gesellschaft. Denn noch gibt es keine islamische Gesellschaftslehre, die über das Entweder-oder von Einheitlichkeit und Unterordnung hinauskommt.

Den Christen des Nahen Ostens käme hier eine einzigartige Rolle zu. Sie könnten zeigen, wie Verschiedenheit eine Gesellschaft fördern kann, nicht lähmt. Intellektuelle wie der türkisch-armenische Journalist und Versöhner Hrant Dink haben Vorbildcharakter. Dink wurde aller-

dings 2007 in Istanbul von Nationalisten erschossen; und vielen seiner Mitchristen ist das ethnische Nebeneinander lieber. Sie tragen die Erinnerung an eine schmerzliche Geschichte der Abgrenzung und Ausgrenzung weiter; aber sie tragen diese Geschichte gelegentlich auch als Rechtfertigung vor sich her, um sich aus dem gemeinsamen Ringen ihres Heimatlandes auszuklinken.

Es ist heute meist keine Unterdrückung, in der Christen leben; nicht selten aber ist es Unterordnung. Lässt sie sich erklären? Man kann soziale, psychologische, aber auch streng theologische Gründe anführen. Christen sind im Nahen Osten oft die gebildete Minderheit, der man ihre lebendigen kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen zum Westen anmerkt; das schafft Neid und Misstrauen. Der Status des Schutzbürgers



Der Jesuit Felix Körner, 46, war Kaplan und Dozent für Philosophie in Ankara. Er leitet das Ausbildungsinstitut für den interreligiösen Dialog an der Päpstlichen Universität Gregoriana im Vatikan. Foto: ISIRC

schafft wohl auch den Charakter eines Untertanen, der sich seine Sicherheit mit duckender Loyalität erkaufte. Schließlich aber ist der Islam seit der Auswanderung Mohammeds von Mekka nach Medina (622 n. Chr.) als siegreiches Gemeinwesen konzipiert. Integration heißt hier nicht Aufnahme des anderen als Neu-Impuls zur Gestaltung des nun Gemeinsamen. Es gibt hier vielmehr nur die Auswahl zwischen *islâm* als Unterwerfung unter den Gotteswillen im Muslimwerden oder als Einzimmerung in den Status des Untergebenen.

Auch das Christentum musste oft als Begründung für kriegerische Eroberungen herhalten. Da es aber jüdische Motive der kleinen Herde weitertrug, die in ihrer Schwäche allen dient, konnte es auch in seinen ersten Jahrhunderten als verfolgte Minderheit einen Sinn sehen. Gesellschaft und Glauben sind nicht erst dann in einer wünschenswerten Beziehung, wenn alle das Gleiche glauben; die Kirche versteht sich vielmehr als Ferment für die Umgestaltung gesellschaftlichen Lebens: Sauerteig. Ob der Islam trotz seines andersartigen Erstimpulses zu einer glaubwürdigen Bejahung von Pluralität findet, hängt auch daran, wie Europa islamischem Denken an seinen Universitäten Raum gewährt. Hier können Muslime neue politische Theologien entwickeln, die sich dann auch auf die Gesellschaften des Nahen Ostens auswirken.